

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Sterne und Blumen. 1881-1925 1904

23 (5.6.1904)

Sterne und Blumen.

Illustrirte Unterhaltungsbeilage zum „Saupheimer Amtsblatt“.

Mitbegründet

von

Philipp Wasserburg („Lairus“) in Mainz.

N^o. 23.

Sonntag, den 5. Juni.

1904.

Gefesselt.

Frei nach dem Englischen bearbeitet von Klara Rheinau.

(Fortsetzung.)

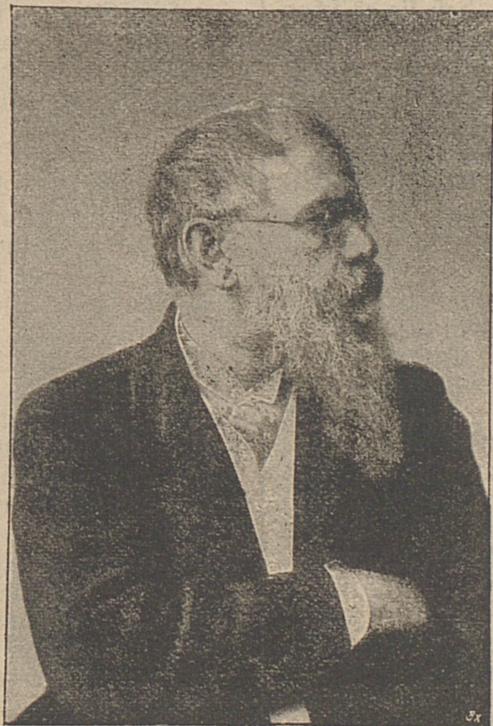
(Nachdruck verboten.)

15. Kapitel.

Drei Monate später saß Sibyl Elton allein bei dem Kaminfeuer in einer ruhigen Wohnung in Jersey. Seit Weihnachten hatte sie planlos den Kontinent durchwandert, in der beständigen Angst, Geoffrey werde den Versuch machen, sie aufzufinden. Sie fühlte, daß sie ihn nicht wiedersehen dürfe. Jetzt, in diesem abgelegenen Erdwinkel fühlte sie sich sicherer. Angezogen von den Schönheiten der St. Clement Bay hatte sie in einem kleinen Landhaus für sich und Cecil Zimmer gemietet in der Absicht, einige Wochen hier zu verweilen. Nach langem Zögern hatte sie der beständigen Sehnsucht nach Nachrichten von Geoffrey nachgegeben und an Lady Temple geschrieben:

„Liebe Lady Temple! Sie haben längst von dem Unglück gehört, das mich betroffen, und wissen alles von Geoffrey. Er wird Ihnen gesagt haben, warum ich so plötzlich von dort wegging, ohne von Ihnen, der gütigen Freundin, Abschied zu nehmen. Es tat mir weh, unendlich weh — aber ich konnte nicht anders. Doch jetzt verzehre ich mich vor Sehnsucht, zu wissen, wie Geoffrey es erträgt. Würden Sie, verehrte Freundin, die Güte haben, es mir mitzuteilen. Doch bitte, lassen Sie ihn nicht wissen, daß ich an Sie geschrieben. Es wäre am besten, wenn er nie wieder meinen Namen hörte. Ich habe meinen alten Namen beibehalten; meine Adresse ist: Clematis Cottage, St. Clements Jersey.“

Liebe Lady Temple, bitte, schreiben Sie mir auch, wie Sie und Ihre ganze Familie sich befinden. Ich kann Ihnen nie genug danken für die Liebenswürdigkeit, mit der Sie mich, die Fremde, in Ihren Kreis aufgenommen, aber jene Zeit wird für immer ein heller Punkt in meinem düstern Leben bleiben. Ihre dankbar ergebene



Professor Franz von Lenbach †.

Sibyl Elton.“
In ihrem Schoß lag die Antwort, die sie diesen Morgen erhalten und nun zum zwanzigsten Mal durchgelesen hatte. Träne um Träne stahl sich langsam über ihre bleichen Wangen, während ihre Lippen wie in tiefem Schmerz bebten. Lady Temple hatte geschrieben, wie folgt:

„Liebe Mrs. Elton! Es war ein großes Vergnügen und zugleich eine Beruhigung für mich, wieder einmal Nachricht von Ihnen zu erhalten. Sie dürfen sich darauf verlassen, daß ich bei niemand darüber reden werde — außer bei meinem

Gatten, vor welchem ich keine Geheimnisse habe — wenn Sie mir von Zeit zu Zeit schreiben wollten. Mr. Chetwynd hatte mir alles erzählt, und Ihr tapferer Entschluß erregte meine vollste Bewunderung. Nach Ihrer plötzlichen Abreise erkrankte Geoffrey an einem heftigen Gehirnfieber; er war dem Tode nahe, und nur die sorgfältigste Pflege, die wir ihm angedeihen ließen, rettete ihm das Leben, nach Ausspruch der Ärzte. Sobald er sich kräftig genug zum Reisen fühlte, verließ er uns mit dem Bemerkten, er würde nicht ruhen und rasten, bis er Sie gefunden, um von Ihren Lippen die Bestätigung jener schrecklichen Nachricht zu vernehmen. Seitdem haben wir von den verschiedensten Teilen des Kontinents Briefe von ihm erhalten; aber ich kann nicht anders, ich muß wünschen, daß er Ihren Zufluchtsort nicht entdecke und Ihre Ruhe nicht trübe. Die Trennung ist ja unabänderlich.“

Wir sind alle wohl, und mein Gatte schließt sich meinen Grüßen für Sie herzlich an. Henry vermisst den kleinen Cecil sehr. — Wie immer

Ihre treue Freundin

Adelaide Temple.“

Sibyl wünschte fast, sie hätte nicht geschrieben; der Schmerz, zu wissen, daß Geoffrey immer noch gegen das Geschick ankämpfte, daß er sich nicht in das Unabänderliche fügen wollte, war zu groß für sie.

„Armer Geoffrey!“ murmelte sie vor sich hin. „Hätten wir einander doch nie gesehen!“

Ein Pochen an der Türe ließ sie erschreckt auffahren. Auf ihr leises „Herein“ trat ihre Hauswirtin, Mrs. Legros, in das Zimmer. Die gute Frau sah sehr bekümmert aus; ihr Benehmen war sonderbar erregt.

„Ich bitte um Verzeihung, gnädige Frau,“ begann sie etwas verlegen, „daß ich Sie störe; aber ich weiß mir keinen Rat mehr. Der Herr im unteren Stock ist so schrecklich krank. Mit jeder Stunde wird er schlimmer, und ich glaube, es kann nicht mehr bis zum Morgen mit ihm dauern. Ich muß sogleich zum Doktor gehen, denn Sara liegt zu Bett; sie hat furchtbar Zahnweh und es wäre grausam, das arme Mädchen bei diesem Hundewetter hinauszuschicken. Ich kam, um Sie zu fragen, ob Sie so gütig sein wollen, bei dem Kranken zu bleiben, so lange ich weg bin. Man kann ihn nicht allein lassen.“

„Gewiß, Mrs. Legros,“ antwortete Sibyl, sich erhebend; und dann fügte sie rasch bei: „natürlich werden Sie mir nicht vorenthalten, ob es etwas Ansteckendes ist, meines kleinen Knaben wegen.“

„Ach, gnädige Frau, denken Sie, ich würde Sie dahin schicken, wenn ich nicht wüßte, daß es nichts Ansteckendes ist? Der Herr hat Lungenentzündung — nichts mehr und nichts weniger — er muß ein starker Trinker gewesen sein, wenn ich mich nicht sehr irre, und nun hat er nicht Kraft genug, die Krankheit abzuschütteln. Er phantasiert, der Arme. Man sollte seine Familie benachrichtigen; aber ich weiß gar nichts Näheres von ihm. Er ist erst seit vierzehn Tagen hier.“

„Der Arme, wie traurig für ihn!“ rief Sibyl. „Ich werde Ihnen gerne behilflich sein. Aber vielleicht wäre es besser, der Doktor schicke eine gelernte Wärterin her, wenn der Herr so sehr schlimm ist. Ich verstehe sehr wenig von der Krankenpflege.“

„Ah, aber ich!“ sagte die Frau. „Ich bin selbst eine gelernte Wärterin, aber vor drei Jahren glitt ich aus und brach einen Arm. Seitdem bin ich nicht mehr stark genug, die Kranken, wenn nötig, zu heben. Doch diesen Herrn kann ich sehr gut pflegen, so lange es noch dauert. Ich wäre Ihnen sehr dankbar, wenn Sie jetzt ein halbes Stündchen bei ihm sitzen würden.“

Sie gab Sibyl noch Anweisung wegen seiner Arznei und eilte davon, während Sibyl langsam die Treppe hinabstieg. Die Türe des Krankenzimmers stand halb offen und sie hörte die kurzen, harten Atemzüge und das leise Murmeln des Leidenden. Sie mußte allen Mut zusammennehmen, um die Schwelle zu überschreiten.

Die Stimme kam ihr nicht ganz fremd vor; aber sie erinnerte sich nicht, wo sie dieselbe schon gehört hatte. Von dem Kranken unbemerkt, näherte sie sich ruhigen Schrittes dem Stuhle neben dem Feuer. Der in heftigem Fieber Liegende sprach beständig leise vor sich hin, abgebrochene Sätze, die sich hauptsächlich auf Wetten und Karten bezogen; dann stieß er furchtbare Flüche aus, verwünschte seine eingebildeten Gefährten und alles andere. Sibyl konnte sich eines Schauers nicht erwehren.

Sie betrachtete die abgemagerten Hände, die verzogenen Züge, die verfallene Gestalt des Kranken und las in allem die traurige Geschichte eines unsoliden Lebens. Das Gesicht war schön, trotz allem, und sie erinnerte sich, daß sie es schon einmal gesehen hatte; aber wann oder wo, fiel ihr trotz alles Besinnens nicht ein. Er war ein Mann von etwa vierzig Jahren, aber sein Haar bereits silberweiß. Jetzt wandte er sich um und blickte Sibyl an.

„Bist Du es, Mary?“ fragte er mit heiserer Stimme. „Komm hierher und lege Deine Hand auf meine Stirne. Sie brennt wie Feuer — und dieser Helm, ist so schwer, daß ich ihn kaum tragen kann. Ich werde das Regiment verlassen — die Uniform ist eine höllische Plage. . . . Ah, so ist's besser!“ sagte er, als Sibyl seinen Wunsch erfüllte. „Du hattest immer eine kühle Hand — und ein warmes Herz, mein armes Kind. Sie sagten mir, Du seiest tot, Du und unser Kind — verunglückt bei jenem entsetzlichen Brande in Moores Hotel — da schien mein Herz für immer ausgetrocknet. Dann ging es abwärts mit mir, Mary, und ich schloß mich jenem John Lawrell an, vor welchem Du so großen Abscheu hattest. Ach, Du erschrickst! Ja, er war ein Taugenichts. Nein, nicht ganz schlimm, nur dem Trunk ergeben. Langsam, John, Du bist schon betrunken. Du wirst wieder einen Anfall bekommen! Ach, haltet ihn — haltet ihn! Beim Himmel, er ist draußen! Mary bist Du hier? Warum nimmst Du Deine Hand weg?“

Sibyl zitterte an allen Gliedern. Sie kannte ihn nun — er war Richard Lenny, der, seiner eigenen Aussage nach, beim Tode von John oder Frank Lawrell gegenwärtig, also beteiligt war bei dem grausamen Betrug, dessen Opfer sie geworden.

„Aber es war ja Frank und nicht John Lawrell, der sich aus dem Fenster stürzte?“ rief sie rasch.

Mit einem schwachen Schimmer von Bewußtsein wandte sich der Kranke ihr zu.

„Wer bist Du?“ fragte er kurz und ohne ihre Antwort abzuwarten, fuhr er fort: „Frank? O nein! Frank war ein gemeiner Schurke — mochte den Burschen nie leiden. Nimm Dich in Acht, John, er wird Dir noch was anhaben. Traue ihm nicht. Er ist nicht wie mein Bruder Frank. Guter Junge — schämt sich meiner, wie mir scheint. Armer Frank! Ach, es war Marys Tod, was mich herunterbrachte — und

das Kind — Beide tot! Wem liegt jetzt noch etwas an mir? O mein Kopf!“

Er keuchte in abgebrochenen Sätzen die Worte hervor. Sibyl lauschte eifrig, aber jetzt drehten sich seine Gedanken wieder um Spiel und Wetten. Als Mrs. Legros endlich mit dem Doktor zurückkehrte, lag er in einer fieberhaften Betäubung. Doktor Godfrey schüttelte bei seinem Anblick bedenklich den Kopf.

„Er befindet sich viel schlimmer, es wird wohl jetzt rasch zu Ende gehen,“ sagte er ernst. „Man müßte seine Angehörigen benachrichtigen. Wissen Sie etwas Näheres von ihm?“

Mrs. Legros verneinte, aber Sibyl sagte ruhig: „Ich kannte ihn vor Jahren und glaube, daß er keine Verwandten mehr besitzt, außer einem Bruder. Diesem will ich schreiben oder telegraphieren.“

„Telegraphieren Sie sogleich morgen früh, wenn er so lange lebt. Ist er allein hier?“ Er blickte fragend auf Sibyl.

„Ich weiß es nicht,“ entgegnete sie kalt. „Ich erfuhr erst, daß er im Hause sei, als Mrs. Legros mich bat, eine kurze Zeit ihre Stelle am Krankenbett zu vertreten. Dann erkannte ich ihn als einen alten Freund meines Vaters. Ich weiß nicht einmal, ob er unter seinem eigenen Namen hier ist.“

„Er nannte sich Lenny — Richard Lenny,“ fiel Mrs. Legros ein, die sich sehr unbehaglich zu fühlen begann; „er kam mir wie ein Gentleman vor.“

„Dies ist er auch,“ sagte Sibyl, „und Lenny ist sein richtiger Name. Er führte ein unsoliden Leben; aber ich habe nie gehört, daß er ein schlechter Mensch sei.“

„Er büßt jetzt für seine Ausschweifungen,“ bemerkte Doktor Godfrey ernst. „Wollen Sie Mrs. Legros in der Pflege unterstützen oder soll ich eine Wärterin senden?“

Mrs. Elton zögerte; aber plötzlich durchfuhr sie der Gedanke, er könne ihr unbewußt irgend eine Nachricht von ihrem Vatten geben, und dies bestimmte ihren Entschluß.

„Ja, ich will ihn pflegen helfen,“ sagte sie ruhig. „Ich verstehe nicht viel davon; doch ich will mein Bestes tun.“

„Sie werden sicher eine vorzügliche Wärterin abgeben,“ bemerkte der Doktor lächelnd, „besonders unter Mrs. Legros Leitung. Sie versteht es aus dem Fundament.“

„Ich danke Ihnen, Sir,“ versetzte Mrs. Legros geschmeichelt, „und auch Mrs. Elton bin ich sehr dankbar. Sie hat eine leise Stimme und ruhige Bewegungen, und das ist die Hauptsache. Der arme Herr! Er wacht jetzt.“

Doktor Godfrey trat zum Bett und Sibyl stahl sich leise hinaus, um ihre Kleidung zu wechseln.

16. Kapitel.

Während jener Nacht und den ganzen folgenden Tag focht Richard Lenny einen harten Kampf um sein Leben. Sibyl empfand fast Teilnahme für den Unglücklichen, der so furchtbar litt. Wäre er ihr teuerster Freund gewesen, ihre Sorge und Wachsamkeit hätte nicht größer sein können. Sie hatte an seinen Bruder telegraphiert, der, wie sie sich zufällig erinnerte, ein Rechtsanwalt war und in Lincolns Inn Fielde sein Bureau hatte, und dieser hatte gantwortet, daß er am nächsten Abend eintreffen würde. Sibyl erinnerte sich seiner noch recht wohl, er war ein schöner großer Mann, mit offenen, gewinnenden Manieren und nach der Aussage ihres Vatten auch „von ganz anderer Art“ wie Dick, ein zuverlässiger Bursche, der seinen Weg in der Welt machen mußte. Sie hoffte, daß er sie nicht mehr erkennen würde, und hielt es auch für sehr unwahrscheinlich. Der Kranke war in einen etwas ruhigeren Schlaf gefallen und Sibyl hatte gerade ihren Platz wieder in dem verdunkelten Zimmer eingenommen, während Mrs. Legros sich ein wenig Ruhe gönnte. Da fuhr eine Droschke vor dem Hause an, ein rascher doch ruhiger Tritt kam die Treppe herauf, und Frank Lenny erschien unter der Türe. Warnend hob sie den Finger in die Höhe und er schlich auf den Fußspitzen in das Zimmer. Er war frappiert über ihren Anblick, als er näher kam; dann bot er ihr freundlich die Hand. „Mrs. Lawrell, Sie hier? Wie merkwürdig! Ist John auch hier? Ach, verzeihen Sie — ich vergaß!“ — und er warf einen Blick auf ihr schwarzes Kleid, das sie jetzt stets wieder trug. „Wie geht es dem armen Dick?“ fragte er, bevor sie antworten konnte, „und wie kommt es, daß Sie ihn pflegen?“

„Er ist sehr, sehr krank. Durch den reinsten Zufall bin ich hier, da ich im Hause wohne und die Wittin mich bat, ihr bei der Pflege behilflich zu sein. Ich bin froh, daß Sie ge-

kommen sind; aber — wollen Sie mich Mrs. Elton nennen, bitte? Ich habe den Namen meines Gatten abgelegt, seitdem wir uns vor einigen Jahren von einander trennten.“

„Ich will es nicht vergessen. Diese Mitteilung überrascht mich nicht —.“ Er machte ein ernstes Gesicht. „Durch Dich habe ich viel von ihm gehört und mich oft gewundert, daß er Ihrer nie erwähnte.“

„Gestern Abend sah ich seit langen Jahren Ihren Bruder zum ersten Mal wieder. Ich fürchte, der Doktor hält seinen Zustand für gefährlich. Ramen Sie allein?“

„Ja; wer sollte auch mit mir kommen? Unsere einzige Schwester ist in Indien verheiratet; mit Dir und mir scheint die Familie in männlicher Linie aussterben zu sollen.“

„Also sind Sie nicht verheiratet?“ fragte Sibyl mit einigem Zögern.

„Nein. Ich fand nie eine Frau, die all meinen Ansprüchen genügte. Und der arme Richard verlor Frau und Kind bei dem Brand des Hotels, in welchem sie in der Stadt wohnten. Er war ausgegangen, als das Feuer ausbrach, und bei seiner Rückkehr fand er das Gebäude bis zum Grund niedergebrannt; Frau und Kind waren in den Flammen umgekommen. Ich glaube, die furchtbare Erschütterung verwirrte eine Zeit lang seinen Verstand; aber dann ergab er sich dem Trunk und von da an ging es beständig abwärts mit ihm. Wäre die arme Mary am Leben geblieben, so wäre es nie so weit mit ihm gekommen. Sie war eine der liebenswertesten Frauen, die ich je kannte.“

„Wie traurig!“ sagte Sibyl mit feuchten Augen. „Er nennt mich stets „Mary“ und folgt mir aufs Wort.“

„Sie gleichen ihr ein wenig,“ bemerkte Frank Lenny, „und ich bin froh, daß der Arme auf diese Weise ein eingebildetes Glück genießt.“

Jetzt trat Doktor Godfrey ein und blickte fragend auf den Fremden. Sibyl stellte ihn als den Bruder des Kranken vor. — „Es ist gut, daß Sie gekommen sind,“ sagte der Doktor kurz. „Die Sache steht eben sehr kritisch. Wenn er die nächsten drei Stunden noch durchmacht, so ist er für den Augenblick gerettet und mag Mrs. Elton für sein Leben danken.“

Sibyl hatte nach Eintritt des Doktors das Zimmer verlassen, um nach dem kleinen Cecil zu sehen. Jetzt klopfte es bescheiden an ihrer Türe und auf ihr „Herein“ trat Doktor Godfrey ein.

„Es ist eine leichte Wendung zum Bessern eingetreten,“ sagte er. „Ich komme, um Sie zu bitten, im Falle Sie nicht zu ermüdet sind, noch einmal diese Nacht bei ihm zu wachen. Er scheint Ihre Pflege der von Mrs. Legros bei weitem vorzuziehen.“

„Er hält mich für seine verstorbene Gattin,“ antwortete Mrs. Elton ernst.

„Wie dem auch sei, Ihre Gegenwart hat eine beruhigende Wirkung auf den Kranken, und es wäre sehr gütig von Ihnen, wollten Sie ihm die nächsten paar Stunden noch opfern. Aber wenn er zum Bewußtsein kommt, so seien Sie ja vorsichtig, daß er nicht viel spricht. Jede Erregung wäre äußerst gefährlich. Dann bitte ich Sie noch, seinen Bruder darauf vorzubereiten, daß der Kranke nie wieder vollständig genesen kann, wenn er auch diesen Anfall überwindet. Er kann noch Wochen, vielleicht im günstigsten Fall noch einige Monate leben. Seine ganze Konstitution ist durch Unmäßigkeit ruiniert.“

„Allem nach, was ich hörte, glaube ich kaum, daß sein Tod irgend jemand großen Kummer verursachen würde,“ antwortete Sibyl. „Aber natürlich müssen wir unser Bestes tun, um sein Leben zu verlängern; deshalb will ich auch Ihren Wunsch erfüllen.“

„Ich danke Ihnen,“ sagte der Doktor freundlich. „Ich wünschte, ich würde öfters solch gute Samariterinnen am Wege finden. Morgen werde ich früh wieder hier sein.“

Sie verneigte sich schweigend, und er verließ das Zimmer. So übernahm Sibyl noch einmal die Nachtwache bei dem Kranken; sie lauschte dem kurzen, keuchenden Atem, wechselte die Umschläge und reichte nach Vorschrift die Medizin, während Frank Lenny mit stummer Bewunderung ihre sanften Bewegungen, ihre Ruhe und Gewandtheit beobachtete. Sie war eine jener geborenen Krankenpflegerinnen, die für den Arzt fast unschätzbar sind. Seit des kleinen Cecil Anfall hatte sie auch Gelegenheit zur Uebung gehabt.

(Schluß folgt.)

Jesu Herz.

(Nachdruck verboten.)

Jesu Herz, Du Bild voll Behmut,
Welches unser Leid verflüht,
Jesu Herz, Spiegel der Demut,
Tempel Gottes, sei gegrüht.

Jesu Herz, Du Meer voll Güte,
Steh mir bei in Kreuz und Leid;
Jesu Herz, Du Himmelsblüte,
Führe mich zur Seligkeit.

Jesu Herz, Du Quell der Liebe,
Füll' mein Herz mit Liebesglut,
Daß es treu die Tugend übe,
Bis es ewig in Dir ruht.

Jesu Herz, Du Born der Milde,
Gnädig sei mir im Gericht,
Wenn mein Herz, das stürmisch
wilde,
Wenn im Tod mein Auge bricht.

Jesu Herz, Gefäß der Treue,
Laß Dein Kind niemals allein,
Täglich fängt es sonst aufs neue
Satan's List und Bosheit ein.

Jesu Herz, Du Friedenssonne,
Welcher alles Heil entspricht,
Gnadenquelle, Himmelswonne,
Herz des Heilands, sei gegrüht.

Friedrich Sando.

Nach Puerto-Montt (Süd-Chile.)

Von P. J. M. . . .

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Ein weiteres Instrument, das sich zwar nicht auf der Brücke befindet, wohl aber von dort aus zu sehen, ist das Log, eine Schnur, welche an dem Ende einer seitwärts hinausragenden Stange hängt und im Wasser dahinschleift. Eine kleine Schraube am Ende der Schnur, die im Wasser schleift, dreht die Schnur und diese ein Uhrwerk, welche die Zahl der Drehungen und damit den zurückgelegten Weg angibt. Die übrigen noch nötigen Angaben über die geographische Lage des Schiffes liefert das Kartenzimmer, das sich unter der Brücke befindet. Was den Augen der meisten Sterblichen als ewig gleiches Meer bekannt ist, liegt hier offen vor Augen, Tiefen bis 9000 Meter, verborgene Felsen und Sandbänke, alles ist durch Angabe der Lage und Höhe, soweit die bisherigen Messungen reichen, genau bestimmt.

Doch all die ausgezeichneten Mittel zur sicheren Lenkung der Schiffe können zuweilen versagen und es nicht vor dem Untergange bewahren. Das jagen uns die Rettungsboote, die zu beiden Seiten des Schiffes an drei Flaschenzügen hängen und in zweieinhalb Minuten ins Meer gelassen werden können, um den Reisenden wenigstens das Leben zu retten. Sie sind etwa sechs Meter lang und ein Meter breit. Zur Erhöhung ihrer Schwimmfähigkeit ist ein Teil des Bootes an der Spitze und am Ende wasserdicht geschlossen. Außen am Rande herum ist es eingefast mit einem dicken Korfgürtel, der zugleich die Bestimmung hat, die am Boote emporschlagenden Wellen nicht in das Innere dringen zu lassen. Infolge dieser Vorrichtungen schwimmt es noch, auch wenn das Innere sich ganz mit Wasser füllen würde.

Ferner ist es ausgerüstet mit Kompaß, Segel, Rudern, Licht, Raketen zur Herbeirufung von Hilfe und Proviant für mehrere Tage. Im ganzen hat der Tanis fünf solcher Boote an Bord.

Der mächtige Kamin, der hoch über das obere Deck emporragt, umgeben von großen Luftsaugern, die durch ihren weit geöffneten Mund dem Feuer in den Heizräumen den notwendigen Sauerstoff zuführen sollen, zieht unsere Aufmerksamkeit auf das Herz des Dampfschiffes, die Maschine. 28 000 Pferdekkräfte, die in vier Dampfkesseln mit 18 Feuerstellen gewonnen werden, sind bei voller Fahrt in Tätigkeit. Fünfzig Tonnen oder tausend Zentner Kohlen werden im Durchschnitt täglich verbraucht. Das Schiff legt dabei im Tage einen Weg von 240—300 Seemeilen, also 444—555 Kilometer zurück.

Außer der Schraube hat der Dampf noch den Dynamo für das elektrische Licht, das Steuerruder, verschiedene Pumpen und zeitweise die verschiedenen Dampfkrane zu treiben.

Mit stolzer Freude sieht man so eine Maschine bei ihrer Arbeit, ein Triumph des denkenden Menschengewisses. Von der einzigen Kraft getrieben arbeitet sie sich mit ihren metallglänzenden Riesenarmen in vielfach verschlungenem Spiel unermüdet voran. Trotz Gegenwind- und Strömung schiebt sie das Schiff durch die erregten Wogen, die dann zischend die Flucht ergreifen und wie grollend geschehen lassen, was sie nicht wehren können.

Bei den alten Griechen und Römern mußten Sklaven mit hunderten von schwerfälligen Rudern die Schiffe voranschaffen. Hätten sie gehört, wie leicht dies jetzt durch Ma-

schinen geht, sie hätten vielleicht gedacht, dann müßte das Zeitalter des Glückes gekommen sein. In unserer Zeit arbeiten tausende von Maschinen mit ihren nie ermüdenden Armen mehr, als die kräftigsten Sklaven, das Glück aber haben wir immer noch nicht eingefangen. Es ist eben nicht auf dieser Erde zu Hause. — Besehen wir uns nun auch die Wohnräume des Schiffes. Für 1. und 2. Klasse ist nur die beste Lage des Schiffes benutzt, nämlich in der Mitte. Da der Personenverkehr nach dem Westen Amerikas nicht so groß ist, der Frachtverkehr aber bedeutend, so konnte man große Schiffe anlegen und auf diesen für die Passagiere, für welche etwa achtzig Plätze vorgesehen sind, die angenehmste Lage wählen. Die Salons 1. Klasse: Rauch-, Speise- und Damensalon sind ausgestattet wie in einem Hotel ersten Ranges. Sie haben gepolsterte mit Plüsch überzogene Möbel, elektrisches Licht, Zentralheizung u. s. w. Die Kabinen sind wie ein kleines hübsches Zimmer, 2 Meter lang, 4 Meter breit und etwa 3 Meter hoch. An der Fensterseite steht ein Divan, an der Wand gegenüber die zwei Betten übereinander, daneben stehen zwei Waschtische mit Süßwasser. Elektrisches Licht und eine Petroleumlampe spenden zu jeder Zeit Licht nach Bedarf. Unter dem Kopfkissen jeder Koje liegt ein Rettungsgürtel. Zum Glück haben wir ihn nicht gebraucht, sonst wären wir zum mindesten naß geworden. Oben an der Decke bemerken wir eine Öffnung. Es ist die Mündung des Luftsaugers, der das edle Element von Deck her frisch und reichlich in jede Kabine führt. Da das Schiff durch die heiße Gegend des Äquators fährt, ist diese Einrichtung sehr angenehm. Eine elektrische Klingel ermöglicht, jederzeit dienstbare Geister zu rufen.

Die Ausstattung einer Kabine 2. Klasse ist wesentlich dieselbe wie in 1., nur etwas einfacher gehalten, auch ist sie nur 2 Meter lang, 2½ Meter breit und etwa 3 Meter hoch. Der Raum ist zwar nicht groß, aber licht und luftig. Während des Tages steht sowohl auf dem Haupt- wie auf dem Oberdeck Platz in Fülle zu freier Bewegung zur Verfügung.

Eine Fahrt von Hamburg nach Corral kostet 1. Klasse 1000 Mark, 2. Klasse 600 Mark und 3. Klasse 300 Mark. Kost und Bedienung sind darin einbegriffen. Getränke kann sich jeder an Bord kaufen. Unsere Reise dauerte von Antwerpen

Gang zu sichern, sind unten am Boden sogenannte Schlengerleisten angebracht, und zwar mit vorzüglichem Erfolg. Das Deck des Schiffes ist aus amerikanischem Teakholz hergestellt, welches die gute Eigenschaft hat, beim Waschen kein Wasser einzusaugen, beim Trocknen sich nicht zusammenzuziehen und sehr fest zu sein. Die glückliche An-



Chinesische Offiziere in der deutschen Armee.

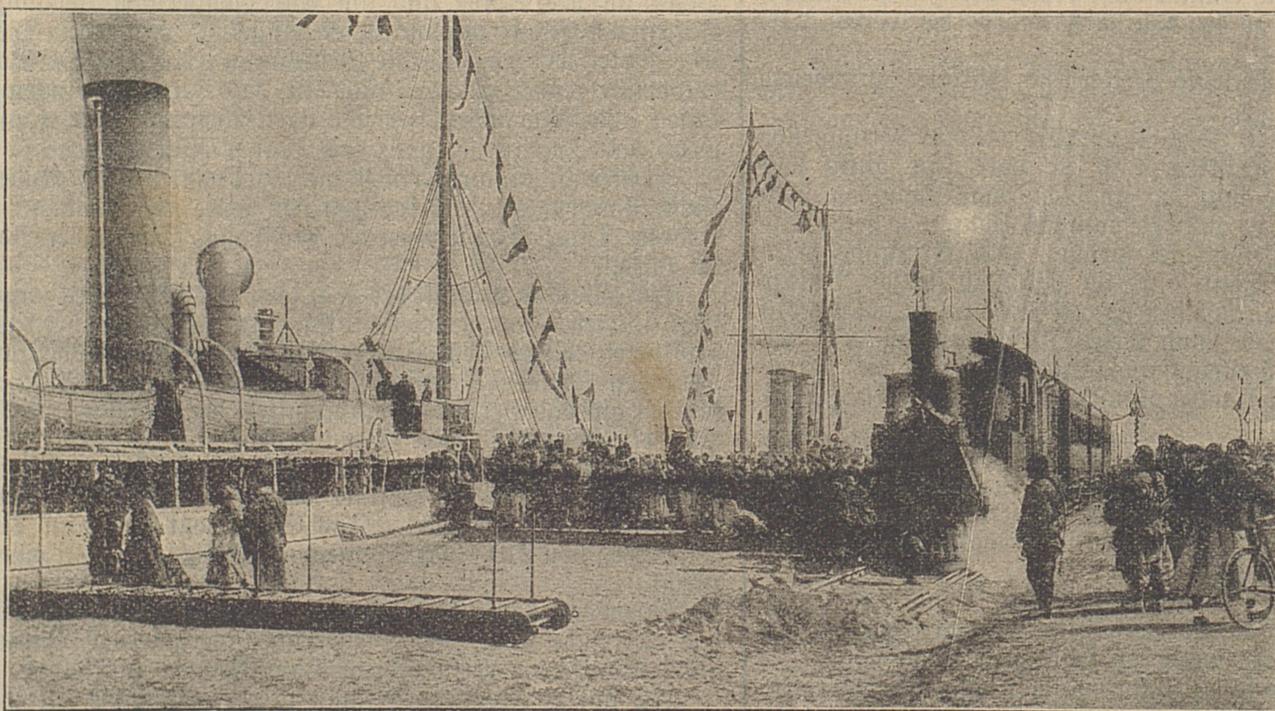
lage des Schiffes ist vorzüglich ein Werk des Herrn Peters. Das Schiff hat sein neues Aussehen immer noch sehr gut bewahrt, dank der sorgfältig gepflegten Reinlichkeit, die auf dem ganzen Schiffe herrscht. Täglich wird alles gründlich gekehrt und geputzt. Die Farbe der angestrichenen Teile wird regelmäßig zwei Mal auf einer Reise erneuert, wenn auch 4000 Pfund Farbe und 2000 Pfund Leinöl darauf gehen.

Das Personal des Schiffes trägt durch aufmerksame Bedienung und freundliches Benehmen nicht wenig dazu bei, einem die Erinnerung an die Reise auf dem Tanis angenehm zu machen.

Am Äquator.

Mit Unbehagen denkt der Passagier, der nach dem fernen Südamerika reist, an die drei langen Wochen, die er ohne eine Unterbrechung von den Kanarischen Inseln bis Punta Arenas in der Magellanstraße auf dem Wasser sich befindet,

an die drückende Hitze des Äquators, dann die eisige Kälte im Süden, wo der Winter herrscht. Jeden Mittag finden wir auf einer Seefarte die zurückgelegte Strecke, auch die Stelle, wo das Schiff sich eben befindet, angemerkt. Kurz erscheint der zurückgelegte Weg und weit noch das ersehnte Ziel. Die Passagiere vertreiben sich die Zeit mit Schwätzen, Spielen, Schlafen, Lesen u. a. Wir studierten mit Eifer Spanisch, das nun unsere zweite Muttersprache werden soll; wir hatten die willkommenen



Die Eröffnungsfeier des Hafens von Tsingtau (China).

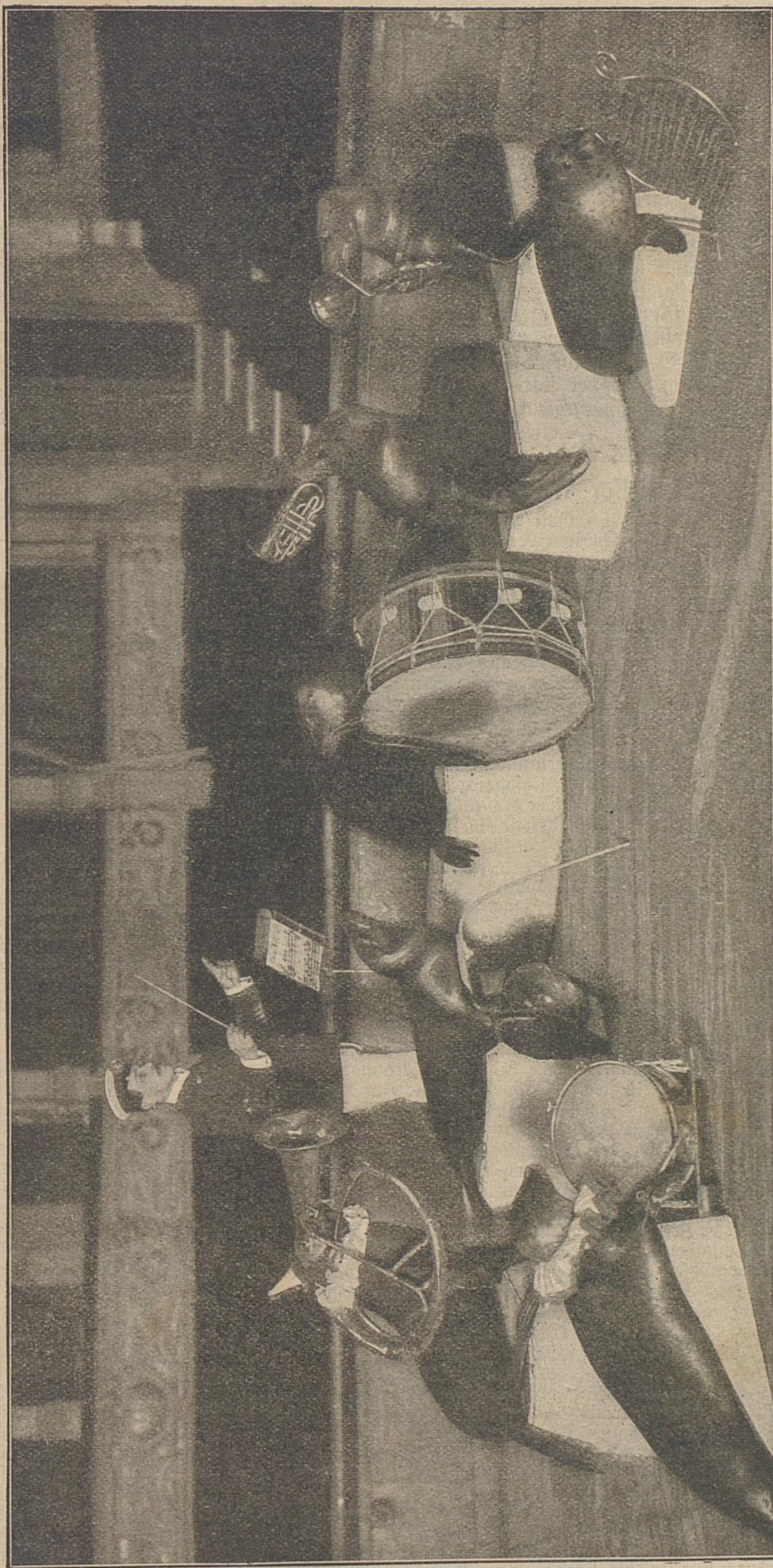
bis Corral vom 18. Juli bis 20. August. Das Schiff machte erst seine zweite Reise. Es wurde im Jahre 1902 in Hamburg erbaut und kostet zwei Millionen Mark. Das Baumaterial ist Stahl. Zur größeren Sicherheit hat es einen doppelten Boden. Der Zwischenraum zwischen beiden birat Behälter für Süßwasser. Um dem Schiffe einen ruhigen

Gelegenheit, einen spanischen Lehrer auf unserm Schiffe zu haben. Langweilig wurde es uns darum nie. Im Uebrigen fehlt es auch hier nicht an Abwechslung; einmal ist es ein Schiff, das in Sicht kommt, dann die Küste von Afrika, die Kapverdischen Inseln, St. Pauli Rock, die Küste von Südamerika u. a., welche unsere Aufmerksamkeit auf sich ziehen.

Ein besonderer Tag der Freude ist der Tag, an welchem der Aequator überschritten wird. Es war für uns der 1. August. Bekanntlich brennt dort die Sonne am stärksten. Am unangenehmsten ist es während der Nacht. Man kann kaum schlafen. Doch dauert es nur einige Tage. Bei Tag ist man besser gegen die Hitze geschützt. Erfrischende Seebäder stehen jederzeit nach Belieben zur Verfügung, starke Segeltücher verbreiten jetzt Schatten fast auf dem ganzen Verdeck und wehren die glühenden Sonnenstrahlen ab; der Wind, der fast beständig mehr oder weniger kräftig über das Schiff hinstreicht, fächelt Kühlung zu. Zur Verteidigung gegen den Durst steht in den Eisbehältern des Schiffes eine reiche Auswahl von Getränken zu Gebote, wenn nur der Reisende über eine genügend gefüllte Kasse verfügt. Kurz, es ist weniger gefährlich, als ich es mir nach einigen Schilderungen vorstellte. Mancher Landmann in Deutschland hatte auf seinen Feldern und Wiesen schon mehr Hitze zu ertragen, als wir Feuerlandspilger. Doch ist man froh, wenn diese Hundstage vorüber sind.

Einer dieser Tage brachte uns eine für uns noch nie dagewesene, ergötzliche Abwechslung, die Aequatortaufe. Der Leser wird sich wundern, was es damit zu bedeuten habe. Darüber wird der Passagier, der nach dem Süden zieht, bald belehrt. Als bald wird er befragt, ob er die Aequatortaufe schon empfangen habe. Wenn nicht, wird er wohl oder übel daran glauben müssen; dies ganz besonders, wenn er zur Schiffsmannschaft selbst gehört. Ohne diese Taufe kann der Aequator nun einmal nicht überschritten werden — und ohne die Aequatortaufe wäre eine Reise nach dem Süden nur eine halbe. Mancher Passagier sieht darum fast mit einiger Bangigkeit diesem Tage und dem, was an demselben über ihn ergehen soll, entgegen; die Schiffsmannschaft aber freut sich, da sie einen halben Tag frei erhält und — wenn mildtätige Passagiere da sind — auch ein Faß Bier. Die Feier vollzieht sich am Nachmittag desjenigen Tages, an welchem der Aequator überschritten wird. Um zwei Uhr kündigt ein Kanonenschuß den Beginn der Feier an. Die Passagiere versammeln sich auf dem vorderen Verdeck. Es treten maskierte Matrosen auf unter dem Schalle einer von der Mannschaft gebildeten Kapelle, welche die zu „Tausenden“ alsbald in Bearbeitung nehmen. Wir sehen ein großes Bassin aus Segeltuch, das bis zu einem Meter Höhe mit Meerwasser angefüllt ist. Es werden die Namen der zu „Tausenden“ verlesen, welche einzeln vortreten. Da sieht man dann feine, noble Herren aus 1. Klasse in einem weniger noblen Anzuge vortreten, voll Erwartung der Dinge, die kommen. Sie werden nun gehörig an Kopf und Brust mit schwarzer Farbe geziert, dann mit gewaltiger hölzerner Scheere und Messer geschoren und rasiert; durch Schläge mit einem hölzernen Hammer auf Kopf, Rücken und Brust wird die Festigkeit ihrer Gesundheit erprobt; in Nacken und Brust erhalten sie kräftige Einspritzungen, auch wohl in den Mund, wer ihn unvorsichtiger Weise öffnet — dann — ehe sie daran denken — liegen die zu

„Tausenden“ in dem Bassin mit Meerwasser und schnappen flüchtig. — Es ist ein unschuldiger Spaß, der viel Heiterkeit und Frohsinn erweckt. Bei uns zwei Priestern hat man von dieser etwas kräftigen Zeremonie selbstredend Abstand ge-



Moderne Dressur: Eine Musikkapelle, bestehend aus sieben abgerichteten Seelöwen.

nommen; gleichwohl kamen wir nicht ganz glatt dabei durch. Der jederzeit sehr liebenswürdige und freundliche Kapitän erspähte einen unbewachten Augenblick, da wir uns an der Heiterkeit der übrigen ergötzten. Ein kühler Wasserstrahl rieselte uns beiden zugleich unverhofft durch Nacken und Rücken. Als

wir uns umfahen, war's geschehen; ein jeder hatte ein gutes Glas Wasser auf dem Rücken. Dafür bekamen wir auch abends bei der gemüthlichen Unterhaltung, wie alle übrigen „Getauften“, ein Diplom mit der Unterschrift des Kapitäns, das uns immer eine liebe Erinnerung bleiben wird.*)

Nicht so glimpflich wie wir kam ein Berliner Fräulein davon. Die Neugierde hatte dasselbe herbeigelockt. Recht vorsichtig stand es da. Plötzlich — es merkte nicht woher — kam vom heiteren Himmel herab ein Platzregen in einem Eimer voll Wasser auf ihre Kleidung. Sie schimpfte fürchterlich. Aber es war zu spät; ihre Worte verhallten in dem Gelächter der Anwesenden; als man sie näher besichtigen wollte, hatte sie sich bereits zurückgezogen. Es könnte dies Vorgehen der Schiffsmannschaft etwas derb erscheinen; doch ist zu bemerken, daß das Fräulein gegen Vorschrift an dieser Unterhaltung sich betheiligte, auch sonst durch freies Benehmen etwas verdient hat. Man kann der Schiffsmannschaft, die ja schließlich Leib und Leben für die Passagiere und ihre Güter einsetzt, auch sonst so manches entbehren muß, einen heiteren und vergnügten Tag gewiß nur gönnen und Passagiere, die besser mit zeitlichen Gütern gesegnet sind, nehmen gern die Gelegenheit wahr, der Schiffsmannschaft eine Freude zu machen.

(Fortsetzung folgt.)

Professor Franz von Lenbach †.

(Mit Abbildung.) (Nachdruck verboten.)

Nach langen und schweren Leiden starb zu München am Morgen des 6. Mai 1904 der berühmte Maler Franz von Lenbach im Alter von 68 Jahren. Der Lebensgang des aus den bescheidensten Anfängen zu so seltenem Ruhm gelangten Künstlers sei hier in kurzen Zügen wiedergegeben. Geboren am 3. Dezember 1836 in dem oberbayerischen Städtchen Schrobenhausen als Sohn eines Maurers, der aus Tirol stammte, wuchs Franz Lenbach in recht dürftigen Verhältnissen heran, denn der Vater hatte siebzehn Kinder durch seiner Hände Arbeit zu ernähren. Der Knabe sollte sich dem Bausache widmen und kam im elften Lebensjahre nach Landsbut auf die Gewerbeschule. Mit vierzehn Jahren kehrte er nach Schrobenhausen zurück und begann, Pläne zu zeichnen und als Maurer zu arbeiten. Er fühlte sich indessen mehr zur Malerei hingezogen und von einem jungen, geschickten Maler namens Hofner ermuntert, machte er wohlgelungene Versuche und konnte sich bereits im Alter von sechzehn Jahren durch das Anfertigen von Gedenkbildern, Schützenscheiben, Fahnen u. dergl. seinen allerdings sehr bescheidenen Lebensunterhalt verdienen. Im Jahre 1852 kopierte er eine Kreuzabnahme von Christoph Schwarz, einem Ingolstädter des 16. Jahrhunderts, welche Arbeit ihm sehr gut gelang. Nachdem im selben Jahre sein Vater etwas abgeneigter gestorben war, widmete sich Franz Lenbach ausschließlich der Malerei und erhielt den ersten Unterricht auf der polytechnischen Schule in Augsburg. In der Augsburger Galerie kopierte er die alten Meister. Dann arbeitete er, nach Schrobenhausen zurückgekehrt, wieder zwei Jahre lang mit Hofner nach der Natur. Als Schüler Pilotys schuf er sein erstes größeres Bild „Landleute, die bei einem herannahenden Gewitter zu einer Kapelle flüchten.“ Dasselbe brachte ihm durch Verkauf die Summe von 450 Gulden ein und außerdem ein Reiseburschentum nach Italien. Er begleitete Pilotys nach Rom, wo er zwei Monate verblieb und besonders eifrig Lichtstudien machte. Auf die Empfehlung Pilotys wurde Lenbach im Jahre 1860 gleichzeitig mit Böcklin und Vegas nach Weimar an die neue Kunstakademie berufen. Die Stelle sagte ihm indessen wenig zu und er begab sich nach kurzer Zeit wiederum nach München, wo er zufällig mit Graf Schack zusammentraf. Dieser schickte ihn nach Italien, um für seine Galerie Kopien anzufertigen, die dem jungen Künstler vortrefflich gelangen. Seine Begabung drängte ihn immer mehr zur Porträtmalerei und auf diesem Gebiete hat er sich den größten Ruhm erworben. Schon bei den ersten Porträts, die er ausstellte, zeigte sich sein ungewöhnliches Geschick.

Ein zweiter Auftrag des Grafen Schack führte den Künstler im Jahre 1867 nach Madrid, wo er Werke von Velasquez kopierte. Sein Ruf als Porträtmaler hatte sich indessen so sehr verbreitet, daß fast alle berühmten Persönlichkeiten von ihm gemalt wurden. Wir nennen hier beispielsweise Kaiser Wilhelm I., Kaiser Franz Joseph, Kaiser Friedrich, Papst Leo XIII., Moltke, Fürst Bis-

*) Die ausgefertigte Urkunde über die Aequatoraufahrt lautet: „Wir, Neptun, Beherrscher aller Meere, Herr der Delfine, Haie und Walfische, sowie aller übrigen Bewohner des Ozeans, bekunden hierdurch mit Unserer eigenhändigen Unterschrift und beigedrucktem Insignel, daß an Herrn Vater M. . . . aus G. . . ., beim erstmaligen Passieren des Aequators auf den Namen „Seestern“ die vorschriftsmäßige Taufe in meeresüblicher Form vollzogen ist. Inhaber dieses ist nunmehr befugt, alle Gewässer zu passieren, und empfehlen wir denselben hiermit dem Schutze und der besonderen Fürsorge aller Fluß- und Meeresnymphen.“ So geschehen an Bord L. S. Tanis, am 1. August 1903. Neptun.“

marck, Gladstone, Königin Margherita, Andraffy, Richard Wagner, Bülow, Franz Liszt, Helmholtz, Vegas.

In äußeren Ehren und Anerkennungen hat es Lenbach, der auch in den Adelsstand erhoben wurde, nicht gefehlt. Trotz seiner etwas heftigen Gemüthsart, und der nicht selten rücksichtslosen Grobheit, erfreute er sich großer Volkstümlichkeit. In erster Ehe war Lenbach mit einer Waise des preussischen Feldmarschalls Moltke vermählt. Im Jahre 1896 heiratete er die Freiin Karoline von Hornstein; bei dieser Gelegenheit trat er aus der katholischen Kirche aus und wurde konfessionslos. Dieser Austritt aus der Kirche erklärt sich daraus, daß bei Schließung seiner zweiten Ehe die erste Frau, von der er gerichtlich geschieden war, noch lebte. Auch seine Kinder ließ er ohne Religion erziehen. Als während seiner letzten Krankheit auf Wunsch des Kranken und seiner Familie ein höherer Hofgeistlicher längere Zeit am Krankenbett Lenbachs gewohnt, soll letzterer seine Geneigtheit, sich mit Gott und der Kirche auszuöhnen, bekundet haben. Leider machte die zwei Tage später eintretende Bewußtlosigkeit die förmliche Erklärung des Wiedereintritts in die Kirche unmöglich, und so mußte auf grund oberhirtlichen Entschlusses das Begräbnis ohne einen Geistlichen stattfinden. Am Nachmittage des 9. Mai wurde auf dem Moosacher Friedhofe die sterbliche Hülle des Hingegangenen in die Erde gesenkt.

Die gesamte Münchner Künstlererschaft war vertreten. Die offizielle Rede in der Aussegnungshalle hielt im Namen der Münchner Künstlererschaft Professor von Stieler. Unter Trauerklängen bewegte sich sodann der gewaltige Zug durch die Reihen der fackelhaltenden Kunstakademiker zu Grabe. Hier wurden mit entsprechenden Ansprachen zahllose Kränze niedergelegt.

Chinesische Offiziere in der deutschen Armee.

(Mit Abbildung.) (Nachdruck verboten.)

In dem von Dr. Schaumburg geleiteten Pädagogium in Kassel haben seit dem Juli 1903 acht chinesische Offiziere das Studium der deutschen Sprache betrieben, worin sie jetzt so weit fortgeschritten sind, daß sie sich nunmehr mit Erfolg dem Militärdienst in deutschen Heer widmen. In ihrer Heimat waren sie teilweise drei bis fünf Jahre hindurch Zöglinge der nach preussischem Muster eingerichteten Militär- und Kriegsschule in Nanking gewesen und sind dort von drei deutschen Offizieren im Infanterie-, Artillerie- und Pionierdienst theoretisch und praktisch ausgebildet worden. Vier von ihnen wurden dem Infanterieregiment Nr. 83 in Kassel, drei dem dortigen Artillerieregiment Nr. 11 und einer dem Pionierbataillon Nr. 11 in Hannoverisch-Münden zur Ausbildung überwiesen.

Die Eröffnung des Hafens von Tsingtau (China).

(Mit Abbildung.) (Nachdruck verboten.)

Mit der Freigabe des Verkehrs auf der Schantung-Bahn, die von Tsingtau aus in das Hinterland der deutschen chinesischen Kolonie führt, bis Tsinanfu, hat am 6. März 1904 auch die feierliche Eröffnung des Hafens von Tsingtau stattgefunden. Damit ist ein weiterer großer Schritt zu dem Ziele getan, die deutsche ostasiatische Kolonie nicht nur als Stützpunkt für die Marine, sondern auch zur Sicherung der wichtigen Handelsinteressen Deutschlands in jenen Gebieten auszubauen. Nachdem bei der Eröffnungsfeier das aus dem Chinafeldzuge rühmlichst bekannte Kanonenboot „Itis“ und der Postdampfer „Gouverneur Fäschke“ der Hamburg-Amerika-Packet-Actien-Gesellschaft an der jetzt vollendeten Mole I des Großen Hafens angelegt und der Gouverneur des Kiautschougebietes Kapitän zur See Truppel und der zweite Admiral v. Holzdorff mit ihrer Begleitung die Schiffe verlassen hatten, wurden sie von Vaudirektor Nollmann begrüßt, der die Bereitschaft der Mole zur Freigabe für den Verkehr meldete. Dann fuhr auf ein Zeichen des Hafenskapitäns die den Namen des ersten Gouverneurs von Kiautschou „Rosenbühl“, führende erste Lokomotive der Schantung-Bahn bis an den ersten für Tsingtau gebauten Dampfer „Gouverneur Fäschke“ heran, die zur Absperrung der Mole gezogene Leine durchschneidend, wie kurz zuvor der „Itis“ die den Hafeneingang von der Seeweite aus sperrende Leine durchschnitten hatte.

Auch die Spitzen der chinesischen Behörden nahmen an der bedeutungsvollen Feier teil. Der Gouverneur von Schantung hatte ein Glückwunschsreiben gesandt, das folgenden Wortlaut hatte: „Der Gouverneur von Schantung Erzzenz Tschoufu hat sich über die Nachricht, daß heute Mole I des großen Hafens in Tsingtau eröffnet wird, sehr gefreut und läßt seine Glückwünsche durch mich, sowie den Unterpräfekten Nü und Dolmetscher Li übermitteln, einmal um die herzliche Freundschaft zwischen unsern Völkern zu bekunden, dann auch um dem Handel beider Länder reichen Segen zu wünschen. Möge der Hafen von Tsingtau sich in den Büchern der Geschichte einen Namen erobern für ewige Zeiten, möge ihm reicher Segen beschieden sein.“

Bemerkt sei noch, daß die Schantung-Bahn einschließlich der Abzweigungen eine Betriebslänge von 450 Kilometer hat. Vertragsmäßig sollte dieselbe am 1. August 1904 eröffnet werden, während sie bereits jetzt endgiltig dem Betrieb übergeben worden ist. Veranschlagt war die Bahn zu 54 Millionen Mark, welcher Betrag auch genau eingehalten wurde. Der Kilometer stellt sich somit auf 120000 Mark. Die Bahn, ein großes Werk deutschen Unternehmungsgeistes, führt quer durch die Provinz Schantung, die eine uralte Stätte chinesischer Kultur ist.

Ein Seelöwenorchester.

(Mit Abbildung.) (Nachdruck verboten.)

Die Vorliebe der Robben für Musik ist bekannt. Es gibt vielleicht kein anderes Tier, auf das die Töne der Musik eine solche Gewalt ausüben. Der schottische Naturforscher Macgillivray erzählt, er habe auf den Hebriden eine ganze Herde von Seehunden bis auf 30 Meter Entfernung an sich heranlocken können nur durch einige Töne, die er auf der Flöte blies. Die heutigen Tierbändiger haben, der fieberhaften Sucht des Publikums nach etwas Hochniedagewesenem nachgebend, sich die musikalischen Neigungen der Robben bald nutzbar gemacht. Zuerst war die Musik nur ein Mittel, die Aufmerksamkeit der Robben zu fesseln, bald aber mußten sich diese seltsamen Tiere mit den klugen Augen dazu bequemen, aktiv mitzuwirken. Unser Bild stellt ein ganzes Seelöwenorchester dar. Die Klugheit des Seelöwen oder besser seine Gabe, alles, was man von ihm verlangt, zu verstehen, übertrifft nämlich die aller andern Tiere, vielleicht mit Ausnahme des Elefanten und des Haushundes. Und so kommt es denn, daß dies einzige Orchester, wenn es auch keine klassische Musik macht, jedenfalls die Aufmerksamkeit der Hörer in gleicher Weise fesselt wie mancher Virtuose.

Dr. Anton Dvořák †.

(Mit Abbildung.) (Nachdruck verboten.)

In Prag starb am 1. Mai 1904 infolge eines Schlaganfalls der bedeutendste tschechische Tonkünstler der Gegenwart, Dr. Anton Dvořák. Das böhmische Dorf Mühlfhausen bei Kralup rühmt sich, der Geburtsort dieses eigenartigen Künstlers zu sein, der weit über die Grenzen seines Heimatlandes hinaus bekannt und berühmt geworden ist. Als Sohn eines armen Metzgermeisters erblickte Anton Dvořák am 8. September 1841 das Licht der Welt. Er sollte das väterliche Gewerbe erlernen, das indessen seiner Neigung wenig entsprach; er mußte darum zahlreiche, ernste Widerwärtigkeiten überwinden, ehe er sich ausschließlich musikalischen Studien widmen konnte.

Nachdem Dvořák bereits vom Lehrer seines Heimatdorfes den ersten Violinunterricht erhalten, kam er im Alter von 16 Jahren zur weiteren musikalischen Ausbildung nach Prag und trat hier im Jahre 1862 als Bratschist in das Orchester des Nationaltheaters. Als solcher war er, in sehr dürftigen Verhältnissen lebend, elf Jahre lang tätig; dann vertauschte er diesen Posten mit der Stelle eines Organisten an der St. Adalbertskirche zu Prag. Auch diese Stelle war nicht gerade glänzend und es war für ihn ein rechter Glücksfall, als das Kultusministerium durch einige seiner der Öffentlichkeit übergebenen Kompositionen auf den strebsamen, jungen Künstler aufmerksam wurde und ihm einen Staatspreis bewilligte, der ihn in den Stand setzte, sich ohne Nahrungsjorgen seiner künstlerischen Tätigkeit widmen zu können. Außerdem fand er in Franz Liszt einen mächtigen Fürsprecher und nun stieg er schnell in seiner musikalischen Laufbahn empor.

Das erste Werk, welches seinen Namen in der ganzen Welt bekannt machte, war die im Jahre 1877 veröffentlichte Komposition „Slawische Tänze“, welcher bald die „Slawischen Rhapsodien“ und weitere Arbeiten folgten, die sich rasch auch in den Konzertsälen anderer Länder einbürgerten.

Im Jahre 1892 folgte Dvořák, der inzwischen Kompositionslehrer am Prager Konservatorium geworden, einem an ihn ergangenen ehrenvollen Rufe nach Newyork, um die Stelle eines Direktors des dortigen Konservatoriums einzunehmen. Nach drei Jahren kehrte er wieder in die Heimat zurück und zwar als Leiter des Konservatoriums zu Prag, in welcher Stellung er bis zu seinem leider zu früh erfolgten Tode verblieb.

Als echter Sohn seiner Heimat hat Dvořák seinen sämtlichen Werken den Stempel seines Nationalgefühles aufgeprägt. Starke, schöpferische Kraft und eine seltene leicht fließende melodische Erfindung zeichnen sie aus. Aus der äußerst reichhaltigen Sammlung seiner Tonerschöpfungen nennen wir hier vier Symphonien, ein Stabat mater, das Oratorium „Saint Ludmilla“, die symphonische Dichtung „Heldenlied“, Ouvertüren, Lieder, Serenaden und andere Instrumental- und Chorwerke. Außerdem komponierte er acht Opern mit tschechischen Texten, von denen „Der Schelm von Bergen“ auch an mehreren deutschen Bühnen Aufnahme fand.

In Anerkennung seines verdienstvollen künstlerischen Wirkens haben die Universitäten Prag und Cambridge Dvořák durch die

Verleihung des Dokortitels geehrt; außerdem besaß er das Ehrenzeichen für Kunst und Wissenschaft und war Mitglied des Herrenhauses.

Unter ungeheurer Beteiligung und in Anwesenheit hervorragender Staatswürdenträger, Mitglieder des Adels, der Stadtvertretungen von Prag und Böhmen u. s. w. fand am Nachmittage des 5. Mai von der St. Salvatorkirche aus das Leichenbegängnis des Hingeschiedenen statt. Der hochw. Weihbischof Dr. Krasl nahm die Einsegnung vor. Als der Zug zum Nationaltheater kam, spielte das hier aufgestellte Orchester desselben einen Satz aus Dvořáks Requiem. Auf dem Fried-



Dr. Anton Dvořák †.

hof hielt der Direktor des Konservatoriums, Knittel, am Grabe eine Rede, in welcher er der Verdienste des Verbliebenen und des Verlustes gedachte, den mit dem Tode Dvořáks, der allerdings bei vielen Gelegenheiten den Deutschen gegenüber, die ihm doch manches Gute erwiesen, einen abstoßenden Chauvinismus zur Schau trug, nicht allein das böhmische Volk, sondern die ganze Musik- und Kunstwelt erleide.

Sir Henry Stanley †.

(Mit Abbildung.) (Nachdruck verboten.)

Durch den am 10. Mai 1904 zu London erfolgten Tod Sir Henry Stanleys hat die Welt den berühmtesten und erfolgreichsten Afrikaforscher der letzten Jahrhunderte verloren. Keiner seiner Vorgänger hat für die ganze geregelte Einrichtung und Verteilung der Kolonisationsgebiete so grundlegende Erfolge gewonnen wie Stanley.

Die Herkunft des heute allgemein bekannten Forschers ist eine sehr bescheidene. Er wurde am 28. Januar 1841 bei Denbigh in Wales als Sohn des Farmers John Rowland geboren und kam nach dem frühen Tod desselben ins Armenhaus von St. Asaph. Im Alter von 13 Jahren ging er als Schiffsjunge nach Amerika, wo er sich in New-Orleans als Zeitungsjunge und Stiefelwischer seinen Unterhalt verdiente. Ein Kaufmann namens Stanley schenkte dem tatkräftigen Jüngling seine Teilnahme, gab ihm eine Stelle und sogar später seinen Namen.

Im Jahre 1861 beteiligte sich der junge Stanley in der Armee der Nordstaaten an dem amerikanischen Bürgerkrieg und trat dann in den Dienst der nordamerikanischen Marine, wo er es zum Range eines Fähnrichs brachte. Als Zeitungsberichterstatter bereifte er später die Türkei und Kleinasien und begleitete im Dienste des „New-York Herald“ die englische Armee nach Abyssinien. Der Direktor des „Herald“ gab ihm den Auftrag, den seit zwei Jahren verschollenen Afrikareisenden Livingstone aufzufinden. Dementsprechend trat er zu Anfang des Jahres 1871 von Sansibar aus die Reise in's Innere des dunkeln Weltteils an und am 20. Oktober fand er den Verschollenen am Tanganjikasee. Diese höchst interessante Reise schildert er in dem berühmt gewordenen Buch: „Wie ich Livingstone fand.“

Eine weitere äußerst gefährvolle und merkwürdige Reise fällt in die Zeit von 1874 bis 1877. Ihr Ergebnis war die Feststellung des Kongolandes bis zur Mündung, wodurch eine Wasserstraße in's Innere von Afrika von mehr als 4000 km Länge eröffnet wurde. Diese Reise, von welcher sein Werk „Durch den dunkeln Erdteil“ handelt, führte zur Gründung des Kongostaates. Später erforschte er auch noch das Quellgebiet des Kongo bis in die Urwälder. Am 19. April 1888 traf er mit Emin Pascha zusammen, der sich ihm aber erst im April 1889 anschloß und im Dezember nach Bagamayo gelangte. Auch diese Reise hatte reiche wissenschaftliche Ergebnisse zur Folge.

In den letzten Jahren hatte Stanley seinen ständigen Wohnsitz in London und gehörte seit dem Jahre 1895 dem englischen Unterhause an. Seine Beisezung erfolgte in der Westminsterabtei.

General Kuroki.

Die erste japanische Armee unter General Kuroki überschritt am 1. Mai 1904 den Jalu und stand somit in der Mandchurei. In mehreren Gefechten schlug er die Russen unter Generalleutnant Saffulitsch, denen er dann bei Kullianscheng eine große Niederlage beibrachte. Die Japaner erbeuteten 21 Schnellfeuergeschütze und acht Maschinengewehre und machten viele Gefangene. Einige Tage später wurden die Russen in einem äußerst blutigen Kampfe von neuem geworfen.

General Kuroki gehört zu den vier Generalen, welche im Februar 1904 mit so großer Schnelligkeit die erste Armee aus Japan nach Korea hinüberführte. Er ist etwa 55 Jahre alt, und es wird an ihm besonders die Beweglichkeit des Geistes und die Blitzschnelle des Entschlusses bewundert. Seine hohe und breite Stirn geben dem ovalen Gesicht den Ausdruck hervorragender geistiger Begabung.

General Kuroki

General Kuroki.



Ernstes und Heiteres.

Sinnspruch.

Der Erde entrückt,
Im Himmel beglückt,
Vor Gott entzückt,
So lebst Du selig dort oben;
D wie denk' ich an Dich,
D bete für mich,
Daß selig auch ich
Mit Dir einst Gott ewig kann loben!
(Aus Sursum corda von J. Pol.)

[Der merkwürdigste Glockenturm der Welt] dürfte der 5stöckige „Zwan Welik“ (langer Hans) des Kremls in Moskau sein. Derselbe enthält 31 Glocken, darunter die vier größten hängenden Glocken der Welt. Die Festglocke, die nur in der Christnacht und Osternacht geläutet wird, wiegt 66 000 Kilogramm. Genau halb so viel (nämlich 33 000 Kilogramm) wiegt die Messglocke, welche nur an hohen Festtagen geläutet wird. Während die nächstgrößte Glocke, die Sonntagsglocke, 17 000 Kilogramm wiegt, weist auch die alltägliche Glocke noch ein höchst seltenes Gewicht auf, das sich auf 13 000 Kilogramm bezieht. J. H.

[List eines Schauspielers.] Zu der Zeit, als die Postwagen ohne Federn und die Wege meistens holprig waren, fuhr ein solcher Marterkarren gen Wien her, der mit Gepäck beladen war und nur einen einzigen Sitz für Passagiere hatte. Ein magerer Künstler saß darauf. Es war ein heißer Sommertag. Das Unglück wollte, daß sich bald ein dicker Pächter zu dem fahrenden Einsiedler gesellte, der ihn durch seine Korpulenz in eine Ecke drückte und bei jedem Stoße wie ein Mehlack auf ihn fiel. Der Künstler schwitzte, litt unbeschreiblich und wußte seiner Not kein Ende. Da fällt ihm eine List ein. Er sieht dem ehrlichen Dickem ins Gesicht, zeigt ihm die Zähne und knurrt dabei wie ein böser Hund. Der Pächter erschreckt und fragt, was ihm fehle. — „Mir? gar nichts!“ entgegnete der Künstler, wiederholte aber seine Hundsgrimasse und zwar noch einmal so stark. — „Um Gotteswillen,“ spricht der Pächter, „sind Sie auch wohl?“ — „Ganz wohl,“ erwiderte der Künstler, „mich hat zwar vor einigen Tagen ein böser Hund gebissen — hier fleischte er wieder die Zähne — aber ich versichere es, toll war er nicht.“ — „Halt, Postillon, halt!“ schreit der Dicke. „Ich will zu Fuße gehen.“ — Er tat, wie er gesagt; der Künstler lachte ihn aus und schöpfte Atem.

[Heuchelei.] Vater: „— Also im nächsten Semester besuche ich Dich auch ein paar Tage in der Universitätsstadt, dann sollst Du mir die Sehenswürdigkeiten zeigen.“ — Studiosus (auf Ferienbesuch): „Na ja, da muß ich mich dann so lange von meinen Büchern losreißen.“

[Erster Gedanke.] Leutnant Robinson rettet bei einem Schiffbruch das nackte Leben auf eine wüste Insel. Nachdem er sich etwas erholt und den Zustand seines Körpers rekonstruiert hat, bricht er in die Klage aus: „Fatal, fatal! Augenglas verloren!“

[Eine Kunstkennerin.] Maler: „Also für Licht soll ich noch extra 5 Mark bezahlen? Das ist doch stark!“ — Zimmerwirtin: „Na, dachten Sie etwa, Sie würden das umsonst haben — Sie sind wohl, was man so'n Freilichtmaler nennt?“

[Kurzer Geburtstag.] Gretchen: „Mama, um wie viel Uhr bin ich eigentlich geboren?“ — Mama: „Um 11 Uhr nachts, mein Kind.“ — Gretchen: „Aber, Mama, da hab' ich ja nur eine Stunde Geburtstag.“

[Flitterwochen=Jdyll.] Er: „Du hast wohl heute Wäsche?“ — Sie: „Nein — wie kommst Du denn darauf?“ — Er: „Ich dachte nur — weil hier ein Stück Seife in der Suppe schwimmt.“

[Auch ein Talent.] „Ich begreife nicht, wie Du so viel trinken kannst!“ — Student: „Ich wundere mich selbst manchmal — es muß reine Begabung sein!“

[Scherzfrage.] „Welcher Unterschied ist zwischen einem Briefschreiber und einem Weintrinker?“ — Antwort: „Der Erstere feuchtet seine Marke mit der Zunge an, der Letztere die Zunge mit seiner Marke.“

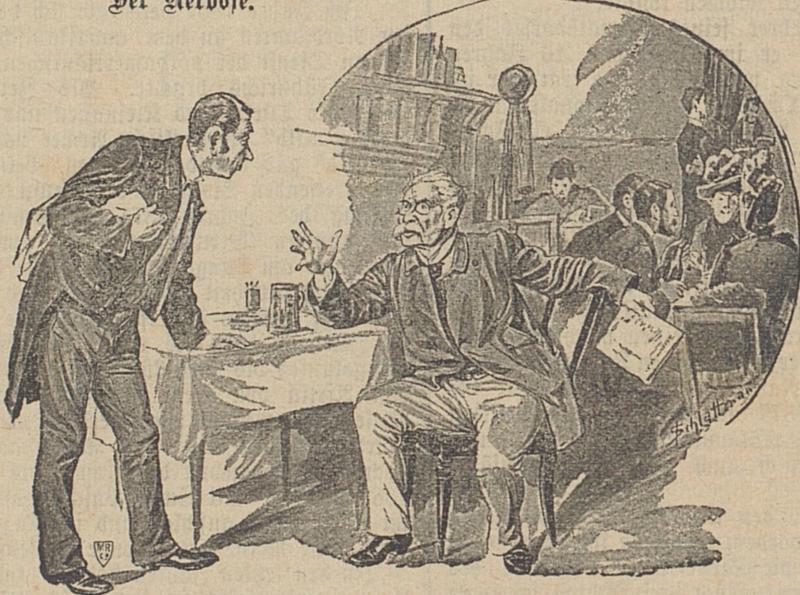
(Nachdruck verboten.)
Versuche über die Verdaulichkeit des Fleisches, welche mit künstlich gewonnenem Magensaft angestellt worden sind, haben ergeben, daß gebratenes Fleisch am vollständigsten und leichtesten, rohes weniger und gekochtes am wenigsten leicht verdaulich ist, was namentlich von Leuten mit schwachem Magen und Wiedererleidenden beachtet werden muß.

[Mohrrüben pikant.] 6 Personen. Unterhalb Stunde. Die nötigen Mohrrüben werden gepulvert, in Stifte geschnitten und mit 1—2 Oberassen leichter Brühe und einem Glas Weißwein, Pfefferkörnern, wenig Muskatblüte und einem Kräutersträußchen langsam weichgekocht. Zuletzt schmeckt man nach Salz ab, macht das Gemüße mit 1 Eßlöffel in Butter gar geröstetem Mehl feimig, würzt mit 10—12 Tropfen Maggis Würze und richtet es zu Hammel- oder Kalbsforetellen an.

[Milchpunsch.] Eine Zitrone wird sehr fein abgeschält, so daß nicht die kleinste Spur des Weißen an der Schale bleibt, und die Schale dann mit einem Liter Milch zum Kochen gebracht. Sobald die Milch gekocht hat, wird die Schale entfernt, nach Geschmack Zucker und 1—2 Weingläser Arrak zu der Milch gegeben und sie mit 3—4 in kalter Milch gequirlten Eigelb abgezogen. Dann stellt man die Flüssigkeit wieder aufs Feuer (gelindes) und schlägt sie mit dem Schneebesen, bis sie schaumig wird. Der Milchpunsch muß sofort serviert werden.

[Das Waschen des Gemüses] sollte erst dann geschehen, wenn man es für die Küche oder Tafel zubereitet. Kartoffeln, weiße Mören, Möhren, Sellerie u. s. w. verlieren ihren eigentümlichen, feinen Geschmack schnell durch das Wasser. Bringt man Blumentohl und andere Kohlarthen in Berührung mit Wasser, so verdirbt dieses die Pflanzen schnell und nimmt ihnen Frische und Wohlgeschmack. Noch schlimmer ist es mit den Salatarten. Das Waschen soll nur unmittelbar vor der Zubereitung geschehen, alles Wasser soll durch Ausschütten und Schwingen in einem Bindfadennetz, Durchschlag oder einer Serviette entfernt und der Salat dann sogleich angemacht werden. Je frischer aus dem Boden, desto feiner schmeckt der Salat. Nichts verdirbt den Wohlgeschmack mehr und macht den Salat schneller schal, als wenn Wasser daran hängt. Das Waschen geschehe also rasch, und man trockne danach die Blätter schnell mit einem weißen Tuche ab.

Der Aerwöse.



Gast: „Kellner!“
Kellner: „Sie wünschen, mein Herr?“
Gast: „Ein Kotelett, aber nicht so klein; denn mich regt jede Kleinigkeit auf.“

[Um weißseidene Kleider, Hüte, Bänder, vor dem Gelbwerden zu schützen], färbt man dünnen Baumwollstoff mit gutem Waschblau und schlägt die zu schützenden weißseidenen Stoffe, und zwar ohne den blaugefärbten Stoff vorher zu plätten, hinein, so daß sie völlig eingehüllt sind, schlägt sodann noch ein anderes dichteres weißes oder auch farbiges Tuch darum und verwahrt das Ganze in einem möglichst luftdichten Schrank oder Kasten.

[Selbstbereitung von Seifenpulver.] Die jüngste Zeit hat wieder verschiedene Seifenpulver auf den Markt gelangen lassen, und es läßt sich nicht wegleugnen, daß man mit einem solchen weiter kommt und eine schönere Wäsche erzielt, als mit der gewöhnlichen Waschseife, vorausgesetzt allerdings, daß es ein von schädlichen Stoffen freies, reelles Seifenpräparat ist. Obgleich jedes Seifenpulver dies sein will, sei doch die Zusammenstellung eines guten hiermit angegeben. Nimm 3 Kilo kalkinierte Soda, ein halbes Kilo trockene, beste Kernseife, zerstoße alles so fein als möglich und vermische es mit 500 Gramm feinem Boraxpulver, und fertig ist das Seifenpulver, das den großen Vorzug hat, daß man wirklich weiß, was in ihm enthalten ist. Der Selbstkostenpreis ist sehr gering.

Palindrom.

Du hast das Wort schon oft genannt, Das ganz mit im er ist verwandt. Dasselbe ändert nicht sein Weien, Wenn du es wirft von rückwärts lesen.

Kreuzrätsel.

a	a	a							
	c	d	d						
		d	d	e					
e	e	e	e	e	e	f	f	f	
h	i	i	i	i	i	i	m	u	
n	n	n	n	n	o	p	r	r	
		r	r	f					
		f	t	t					
		u	u	z					

Die Buchstaben obiger Figur sind derart umzustellen, daß in den wahren Reihen Wörter von folgender Bedeutung entstehen:

1. ein russisches Gouvernement,
2. eine geographische Benennung,
3. einen schweizerischen Kanton,
4. und 5. männliche Rufnamen,
6. einen großen, deutschen General,
7. einen alten Gott,
8. einen Nebenfluß der Donau,
9. eine Dichtungsart.

So geordnet nennt die senkrechte Mittelreihe einen schönen Männernamen.

Paul Niedhoff.

(Die Auflösungen folgen in nächster Nummer.)

Aus voriger Nummer.

Auflösung des Anagramms: Gehör — Gehörn.
Auflösung des Logogriffs: A den, Eden, O den.

Verantwortliche Redaktion, Druck und Verlag der Aktiengesellschaft „Badenia“ (H. Vogel, Direktor) in Karlsruhe.